

Die Kirche in der antiken Welt

von

Prof. Dr. Henry Chadwick
Dean von Christ Church, Oxford



Sammlung Göschen Band 7002

Walter de Gruyter
Berlin · New York · 1972

Aus dem Englischen von Gerhard May

Die erste Auflage der Originalausgabe erschien 1967 unter dem Titel „The Early Church“ als Band I der „Pelican History of the Church“, herausgegeben von Owen Chadwick, im Verlag Penguin Books Ltd., Harmondsworth, Middlesex, England (– Penguin Books Inc., 7110 Ambassador Road, Baltimore, Maryland 21207, USA – Penguin Books Australia Ltd., Ringwood, Victoria, Australia)

Die Übersetzung folgt der zweiten Auflage 1969

Library of Congress Catalog Card Number: 72-77434



Copyright 1972 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung – J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung – Georg Reimer – Karl J. Trübner – Veit & Comp., Berlin 30. – Alle Rechte, einschl. der Rechte der Herstellung von Fotokopien und Mikrofilmen, von der Verlagshandlung vorbehalten. – Satz: Casopisno in grafično podjetje Delo, Ljubljana – Printed in Germany

ISBN 3 11 002268 0

VORBEMERKUNG DES ÜBERSETZERS

Unter den verschiedenen kürzeren Darstellungen der alten Kirchengeschichte, die wir aus neuerer Zeit besitzen, nimmt Henry Chadwicks Buch „Die Kirche in der antiken Welt“ (Originaltitel: „The Early Church“), das erstmals im Jahre 1967 im Rahmen der „Pelican History of the Church“, einer sechsbändigen Kirchengeschichte in Taschenbuchform, erschienen ist, eine profilierte eigene Stellung ein.

Der bekannte Oxforder Patristiker geht von der Einsicht aus, daß die Geschichte der alten Kirche als die Geschichte der Christianisierung der antiken Welt geschrieben werden muß. Dieser Ansatz bestimmt Fragestellung und Schwerpunkte des Buches. Chadwick schildert das allmähliche Hineinwachsen der Kirche in die spätantike Gesellschaft, ihren Kampf mit der heidnischen Religion und der politischen Ideologie des römischen Imperiums und die Aneignung der griechischen philosophischen Tradition durch die Theologie. In dieser Perspektive erscheint bereits Paulus als der erste Apologet, und mit Klemens von Alexandrien, Origenes und Augustin erreicht die Auseinandersetzung mit dem spätantiken Geist ihre Höhenpunkte. Es wird aber auch die Reaktion des Heidentums behandelt, das noch einmal seine geistigen und moralischen Kräfte zum Widerstand gegen das vordringende Christentum sammelt, und ebenso erhält der Leser ein Bild von den eigenartigen Synthesen, die das Christentum – etwa in der großen römischen Gesellschaft des vierten und fünften Jahrhunderts – mit den Überlieferungen der heidnischen Vergangenheit eingehen konnte. In fast allen Bereichen des antiken Lebens hatte der Sieg des Christentums Veränderungen und Umbrüche zur Folge, aber in den Wirren der Völkerwanderungszeit wird schließlich die Kirche zur letzten Bewahrerin des antiken Kulturerbes.

Natürlich wird auch die innere Entwicklung der Kirche ausführlich behandelt, das Werden der kirchlichen Ämter und Verfas-

sungsstrukturen, Dogmenbildung und theologische Streitigkeiten, die Entstehung des Mönchtums, die Frühgeschichte von Gottesdienst, Kirchenmusik und sakraler Kunst, und überall wird auf die vielfältigen Kontinuitäten hingewiesen, die das antike Christentum mit den Kirchen der Gegenwart verbinden. Ein besonderer Reiz des unkonventionell geschriebenen Buches liegt in seiner Nähe zu den Quellen, aus denen Chadwick eine Fülle von farbigen und gelegentlich skurrilen Details ausbreitet, die sich zu einem fesselnden Gesamtbild zusammenfügen. Das lebendige und überraschend unmittelbare Verhältnis, in dem der Verfasser zu den geistigen Auseinandersetzungen und Entscheidungen der alten Kirche steht, kann dem deutschsprachigen Leser vor Augen führen, wie stark die anglikanische Theologie Englands bis heute von den geistigen und geistlichen Traditionen des altchristlichen Denkens bestimmt ist: Patristik ist hier gerade als historische Disziplin ein wesentlicher Teil der theologischen Selbstreflexion der Kirche.

Chadwick hat sein Buch für einen breiten Leserkreis geschrieben und deshalb auf jeden wissenschaftlichen Apparat und auf die Auseinandersetzung mit den Positionen anderer Forscher verzichtet. Doch hat er für die deutsche Ausgabe einen Anhang hinzugefügt, der die wichtigsten gelehrten Nachweise enthält. Im Text wird auf diesen Anmerkungsteil nicht verwiesen, um die Lesbarkeit des Buches nicht zu beeinträchtigen. Der fachlich interessierte Leser wird das Nachschlagen wohl in Kauf nehmen.

G. M.

INHALT

VORBEMERKUNG DES ÜBERSETZERS	III
1. KAPITEL: VON JERUSALEM BIS ROM	I
Die jüdischen Grundlagen 1 – Das Urchristentum 5 – Das Heidenchristentum 13 – Die Begegnung mit dem römischen Imperium 18	
2. KAPITEL: GLAUBE UND KIRCHENVERFASSUNG . . .	30
Die Bande der Einheit 30 – Die Gnosis 32 – Das Amt und die Bibel 41 – Formen des kirchlichen Amtes 46	
3. KAPITEL: AUSBREITUNG UND WACHSTUM	56
Ursachen des missionarischen Erfolges 56 – Die geographische Ausbreitung der Kirche 64 – Die Verteidigung des Glaubens 71	
4. KAPITEL: JUSTIN UND IRENÄUS	80
Justin der Märtyrer 80 – Irenäus 87	
5. KAPITEL: DER OSTERSTREIT, DIE MONARCHIANISCHE KONTROVERSE, TERTULLIAN	92
Der Osterstreit 92 – Der monarchianische Streit 94 – Tertullian 100	
6. KAPITEL: KLEMENS VON ALEXANDRIEN UND ORIGENES	104
Klemens von Alexandrien 104 – Origenes (184–254) 111 – Dionysius von Alexandrien und Paul von Samosata 127	
7. KAPITEL: KIRCHE, STAAT UND GESELLSCHAFT IM DRITTEN JAHRHUNDERT	130
Das Wiederaufleben des Heidentums und die Verfolgung des Decius 130 – Cyprian 135 – Die Große Verfolgung und ihre Auswirkungen 136	
8. KAPITEL: KONSTANTIN UND DAS KONZIL VON NICÄEA	142

9. KAPITEL: DER ARIANISCHE STREIT NACH DEM KONZIL VON NICAEA	151
Von Nicaea (325) bis zum Tode Konstantins (337) 152 – Die Kirche unter den Söhnen Konstantins 155 – Von Julian bis Theodosius I. (361–381)	
10. KAPITEL: DER KONFLIKT ZWISCHEN HEIDENTUM UND CHRISTENTUM IM VIERTEN JAHRHUNDERT . .	174
11. KAPITEL: KIRCHE, STAAT UND GESELLSCHAFT VON JULIAN BIS THEODOSIUS	184
12. KAPITEL: DIE ASKETISCHE BEWEGUNG	202
13. KAPITEL: DER STREIT UM ORIGENES UND DIE TRAGÖDIE DES JOHANNES CHRYSOSTOMUS	214
14. KAPITEL: DAS PROBLEM DER PERSON CHRISTI . . .	224
Diodor, Theodor und Apollinaris 224 – Kyrill und Nestorius 226 – Das „monophysitische“ Konzil von Ephesus und die Reaktion von Chalcedon 234 – Die Suche nach dem Ausgleich 240 – Die Lehre vom einen Willen 246	
15. KAPITEL: DIE ENTWICKLUNG DES LATEINISCHEN CHRISTLICHEN DENKENS	249
Hieronymus und die Anfänge der Reife 249 – Augustins Bekehrung 253 – Das donatistische Schisma und das Problem der Anwendung staatlichen Zwanges 257 – Die „Gottesstadt“ und der pelagianische Streit 264 – Die Lehre von der Dreieinigkeit 276	
16. KAPITEL: DAS PAPSTTUM	278
17. KAPITEL: DIE KIRCHE UND DIE BARBAREN	290
18. KAPITEL: GOTTESDIENST UND KIRCHLICHE KUNST .	302
Die Liturgie 302 – Das Stundengebet S. 318 – Anfänge der Kirchenmusik 320 – Christliche Kunst 324	
RÜCKBLICK	333
ANMERKUNGEN UND NACHWEISE	338
REGISTER	369

1. Kapitel

VON JERUSALEM BIS ROM

Die jüdischen Grundlagen

Die ersten Christen waren Juden, die sich von ihren Volksgenossen dadurch unterschieden, daß sie glaubten, in Jesus von Nazareth sei jetzt der von Israel erwartete Messias gekommen. Es war ihre selbstverständliche Überzeugung, daß sein Kommen, das ja die Erfüllung alter Verheißungen war, in einer Kontinuität mit den früheren Offenbarungen Gottes an sein Volk stehen müsse und weder einen Bruch mit dem alten, mit Abraham geschlossenen Bund, der durch die Beschneidung symbolisiert war, noch mit dem Gesetz, das Moses auf dem Berg Sinai gegeben worden war, bedeuten könne. Wenn etwas Neues geschehen war, so war es doch das Handeln ein und desselben Gottes, des Schöpfers der Welt, des Herrn der Geschichte, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs und der zwölf Patriarchen. Sein neues Wort an sein Volk mußte mit jenem übereinstimmen, das einst die Propheten verkündigt hatten.

Dieses Kontinuitätsbewußtsein ist die Ursache dafür geworden, daß eine Reihe von Gedanken und Anschauungen, die für das traditionelle Judentum charakteristisch waren, in das christliche Denken eingegangen sind und von ihm auch zum größten Teil bewahrt wurden. Die Juden glaubten an Gottes Erwählung: Gott hatte sich Israel als heiliges Volk erwählt, das sich von heidnischen Einflüssen rein erhalten mußte. Doch galt für diesen Heilspartikularismus eine doppelte Einschränkung: er beruhte nicht auf dem Verdienst des auserwählten Volkes, sondern folgte allein aus dem souveränen, unerforschlichen Willen Gottes, und Israel war berufen, ein priesterliches Amt an der gesamten Menschheit auszuüben.

In ihrem zähen Festhalten am Gesetz, das ihrer Meinung nach Gott dem Moses auf dem Berg Sinai gegeben hatte, nahmen die Juden eine negative Haltung zur heidnischen Religion ein, die sie als Verehrung böser Geister betrachteten. In der griechisch-römischen Welt führten die Juden ein Sonderdasein. Man begegnete ihnen mit einem gewissen Mißtrauen, das sich gelegentlich zu feindseliger Voreingenommenheit steigern konnte. Die Juden verweigerten die Teilnahme am Kaiserkult, opferten aber täglich im Jerusalemer Tempel für den Kaiser und konnten „Gott zu Ehren des Kaisers“ Synagogen weihen. Durch die Beschneidung und die auffällige Enthaltung von Schweinefleisch und anderen unreinen Speisen hoben sie sich deutlich von ihrer Umwelt ab. Die makkabäischen Märtyrer im zweiten vorchristlichen Jahrhundert hatten lieber den Tod gewählt, als daß sie Schweinefleisch aßen. Juden konnten mit Heiden keine Tischgemeinschaft halten und sich auf keine Form der Anerkennung heidnischer Gottheiten im offiziellen Zeremoniell einlassen.

Fremdherrschaft und die kärglichen wirtschaftlichen Verhältnisse Palästinas hatten zu einer allgemeinen Auswanderung der Juden in die gesamte Mittelmeerwelt und zur Bildung der sogenannten „Zerstreuung“ (Diaspora) geführt, so daß man fast überall von Cadix bis zur Krim jüdische Kolonien finden konnte. In Rom bestanden im zweiten Jahrhundert nach Chr. elf oder zwölf Synagogen. Besonders hoch war der jüdische Bevölkerungsanteil in Alexandrien. Hier und im übrigen Ägypten lebte eine Million Juden, die stets einen wichtigen Faktor im politischen Leben der Stadt bildeten, wenn auch ihre soziale Abgeschlossenheit sie nicht zu einer Partei werden ließ, die selbst nach der Macht strebte. Die Juden lehnten es überall ab, sich mit ihren heidnischen Mitbürgern verschmelzen zu lassen, und hielten am eigenen Glauben und seinen Bräuchen fest: Jeden Samstag versammelten sie sich zum Gottesdienst, der aus Psalmen, Schriftlesungen mit nachfolgender Auslegung und Gebeten bestand. Der heutige Benützer des römischen Breviers oder des anglikanischen *Book of Common Prayer* ist in wesentlicher Hinsicht ein Erbe dieser Form des Gottesdienstes. Trotz ihrer weiten Zer-

streuung hielten die Juden durch häufige Wallfahrten nach der heiligen Stadt und durch die jährliche Übersendung von Beiträgen für die Erhaltung des Tempels die Verbindung zum Land ihrer Väter aufrecht. In Provinzen, wo Juden in großer Zahl lebten, führte dieser Geldexport gelegentlich zu Schwierigkeiten mit den römischen Steuerbehörden; aber in dieser wie in anderen Fragen, bei denen ein Grundsatz ihrer Religion auf dem Spiel stand, war es stets die einfachste Lösung, den Juden ihre Freiheit zu lassen. Es gab keinen Bereich des öffentlichen Lebens, von dem die Juden ausgeschlossen waren, außer wo sie es selbst wollten. Doch waren natürlich nicht alle Juden so streng, wie ihre religiöse Obrigkeit dies gewünscht hätte; und nicht wenige empfanden den auf sie ausgeübten Druck, sich der Lebensweise der sie umgebenden Gesellschaft anzupassen.

Gleichwohl ging die Entwicklung nicht nur in eine einzige Richtung. Zwar wirkte die Beschneidung auf Griechen und Römer abstoßend, doch wurden viele Heiden vom Monotheismus der Juden, von der Reinheit ihrer Moral und der Altertümlichkeit (wenn schon nicht vom Stil) ihrer heiligen Bücher angezogen. Ohne asketisch zu sein – hier machten nur einige abweichende Gruppen eine Ausnahme¹ – galt das Judentum als vorbildlich für Keuschheit und geordnetes Familienleben; die jüdischen Gemeinden besaßen eine reich entwickelte Diakonie, man besuchte die Kranken, sorgte für die Bestattung der Verstorbenen, gewährte Fremden Gastfreundschaft und spendete Almosen für die Armen. Um viele Synagogen der Diaspora sammelte sich ein Kreis frommer Heiden, die man gewöhnlich „Gottesfürchtige“ nannte. (Diese Bezeichnung galt für *jedes* gute Synagogenmitglied). Ein Heide konnte sich der Beschneidung und, was häufiger geschah, der von angehenden Proselyten geforderten Taufe unterziehen, doch war beides selten, und die hellenisierten Diasporajuden waren zum Bedauern der strengeren palästinensischen Behörden gewöhnlich bereit, heid-

1 Nach Philo und Josephus wurde bei den Essenern im Gebiet des Toten Meers die Ehelosigkeit hochgeschätzt. Die Schriften der Gemeinschaft von Qumran geben über diese Frage keine Auskunft.

nische Anhänger willkommen zu heißen, ohne auf der Beschneidung als grundsätzlich heilsnotwendig zu bestehen. Unter diesen heidnischen Gruppen gewannen die christlichen Missionare die ersten neuen Anhänger außerhalb der Zahl der eigentlichen Juden. Sie bildeten in der Tat ein ideales Missionsfeld, da sie nicht nur ein hohes ethisches Niveau besaßen, sondern auch in den jüdischen heiligen Schriften unterwiesen waren.

Das Judentum war in einer Weise Buchreligion, wie keine andere antike Religion dies war. Die Neugestaltung des israelitischen Gemeinwesens nach der Katastrophe der Deportation durch die Babylonier beruhte auf der festen Grundlage des Mosegesetzes. Es gab keine Propheten mehr, die das unmittelbare, aktuelle Wort Gottes verkündigt hätten. Gottes Offenbarung an sein Volk lag schriftlich vor und bedurfte der Interpretation durch Schriftgelehrte und „Rechtskundige“, so daß die ursprünglichen Dokumente durch die exegetische Überlieferung der rabbinischen Schulen ergänzt wurden. (Im ersten Jahrhundert wurde die Geltung dieser Tradition zum Gegenstand heftiger Kontroverse zwischen Kirche und Synagoge). Da die Juden außerhalb Palästinas die Bibel in griechischer Sprache benötigten, entstand eine Anzahl von Übersetzungen. Eine davon, die „Septuaginta“ oder „Übersetzung der Siebzig“, gewann in den heidenchristlichen Gemeinden der Frühzeit kanonische Geltung. Diese Übersetzung war im dritten Jahrhundert vor Chr. in Alexandrien entstanden, nach der Überlieferung (an deren Richtigkeit kaum gezweifelt werden kann) auf Wunsch des Königs Ptolemäus Philadelphus von Ägypten. Für die alexandrinischen Juden wurde die Septuaginta bald von einem besonderen Glanz umgeben. Sie feierten alljährlich ein liturgisches Fest zum Gedächtnis ihrer Entstehung; und von ihrem Ursprung erzählte man wunderbare Geschichten, vor allem, daß Ptolemäus 72 Übersetzer bestimmt habe und daß diese die Übersetzung in 72 Tagen angefertigt hätten. Philo glaubte, daß die Übersetzung unter göttlichem Beistand zustande gekommen sei. Die Legende von den 72 Übersetzern fand weithin Glauben, und selbst wo dies nicht der Fall war, galt die Septuaginta doch als inspiriert und genoß ein Ansehen, wie es keine

andere Übersetzung besaß. Erst als die Christen sich auf den Text der Septuaginta beriefen und die Juden dadurch in Schwierigkeiten brachten, wurden von der griechischen Synagoge andere, wörtlichere Übersetzungen bevorzugt. Und einzelne Rabbinen, die einem liberalen oder hellenisierten Judentum fast ebenso feindlich gegenüberstanden wie dem Christentum, bedauerten, daß die Bibel überhaupt jemals ins Griechische übertragen worden war, und rügten die Schaffung der Septuaginta als eine Sünde ähnlich der Verehrung des Goldenen Kalbes.

Das Urchristentum

Von allem Anfang an war sich die Kirche zutiefst ihrer Solidarität mit Israel und der Kontinuität zwischen Gottes Taten in der Vergangenheit und seinem gegenwärtigen Handeln in Jesus von Nazareth und denen, die ihm nachfolgten, bewußt. Im Matthäusevangelium erscheint Jesus als der neue Moses, dessen dramatische Geburtsgeschichte durch die Geschichte von der Geburt des Moses in Ägypten vorgebildet ist, und der in seiner Lehre ethische Grundsätze aufstellt, die den erhabensten Überlieferungen des besten Judentums entsprechen. Der Herr war nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um zu erfüllen; und die Mission der Christen hatte die Aufgabe, die jüdischen Brüder dahin zu bringen, den Jesus, an dem die jüdischen Behörden unter dem römischen Statthalter Pilatus aus Unwissenheit einen schmachvollen Justizmord begangen hatten, als den Gesalbten Gottes, den „Messias“, anzuerkennen. Gott hatte ihn von den Toten auferweckt und ihn so als den „Herrn und Christus“, als den erwarteten Messias bestätigt. Dem Einwand, daß die Propheten die Ankunft des Messias in Herrlichkeit und Macht erwartet hätten, nicht in der Schwachheit des Kreuzes, begegnete man mit der Antwort, daß das Leiden Jesu wie das des leidenden Gottesknechtes, von dem Jesajas prophezeit hatte, erlösende Kraft besessen habe. Sein Tod stiftete einen „neuen

Bund“ zwischen Gott und seinem Volk, wie ihn Jeremias erhofft hatte (Jerem. 31, 31–34).

Anfänglich kann das Christentum gewiß nur als eine weitere Sekte oder Gruppierung innerhalb eines Judentums erschienen sein, das bereits an eine beträchtliche Vielfalt in seinem religiösen Leben gewöhnt war. Das Judentum bildete durchaus keinen monolithischen Block. Es bestanden Gegensätze zwischen den Pharisäern und den Sadduzäern, die scharf hervortreten konnten. Die Pharisäer waren diejenige Partei, die am stärksten bestrebt war, in Abwehr hellenistischer Einflüsse und im Gegensatz zur römischen Herrschaft den eindeutig religiösen und theokratischen Charakter der jüdischen Volksgemeinschaft zu bewahren. Sie hielten nicht nur streng das mosaische Gesetz, sondern auch die schriftgelehrte Tradition der Gesetzesauslegung galt ihnen als religiöse Norm. Die Sadduzäer, die zumeist aus den führenden aristokratischen Familien stammten, anerkannten allein das mosaische Gesetz und fühlten sich nicht an die schriftgelehrte Überlieferung gebunden; außerdem verwarfen sie den Glauben an die Auferstehung der Toten als eine Lehre, die sich nur in Schriften wie dem Buch Daniel fand, das lange nach der Zeit des Moses verfaßt war und nach ihrer Meinung keine Autorität besaß. Die Meinungsverschiedenheit zwischen Pharisäern und Sadduzäern über das Leben nach dem Tode ermöglichte es dem Paulus einmal, sich aus einer bedrohlichen Situation zu retten (Apostelgesch. 23, 6–10). Trotz der allem Anschein nach heftigen Auseinandersetzung zwischen Urgemeinde und Pharisäern, die sich in Texten wie Matth. 23 spiegelt, schloß sich eine Anzahl von Pharisäern, von denen Paulus der berühmteste werden sollte, den Christen an.

Neben den Pharisäern und Sadduzäern gab es eine Gruppe, oder vielleicht eine Mehrzahl verwandter Gruppen, die man als „Essener“ bezeichnete. Der ältere Plinius, Philo und Josephus geben eine Schilderung ihrer Lebensweise; der Letztgenannte besaß auch unmittelbare Kontakte zu ihnen. Sie bildeten eine streng separatistische Gemeinschaft, deren Hauptniederlassung nahe der Westküste des

Toten Meeres gelegen war, doch waren ihre Anhänger auch sonst in Judäa zu finden. Es ist wahrscheinlich, aber nicht sicher, daß die Essener die Gemeinde waren oder wenigstens mit einschlossen, für die die Schriftrollen vom Toten Meer geschrieben worden sind und die ihr Haus in Qumran, nahe dem Westufer des Toten Meeres, hatte. Diese Gemeinschaft verwarf die Opfer und das Priestertum des offiziellen Kultus im Tempel von Jerusalem und berief sich auf ihren Gründer, den „Lehrer der Gerechtigkeit“, der von einem „bösen Priester“, der über Israel herrschte, verfolgt worden war. In verschiedener Hinsicht ähnelten die Essener der frühen Kirche. Sie bildeten eine enge Gemeinschaft, die Gütergemeinschaft übte und an jedes Mitglied entsprechend seinen Bedürfnissen Geld verteilte. Ihre Lebensweise war einfach, und wenn ein Mitglied zwei Gewänder hatte, so gab es eines an einen bedürftigen Bruder weiter und trug das andere, bis es fadenscheinig war. Die Essener scheinen untereinander in der Frage des passiven Widerstandes gespalten gewesen zu sein. Die Mehrzahl lehnte das Tragen von Waffen ab, doch gab es unter ihnen auch einige Zeloten, die sich an der nationalistischen Widerstandsbewegung gegen die römische Besatzungsmacht beteiligten. Im jüdischen Krieg der Jahre 66–70 wurde Qumran zum Schauplatz blutiger Kämpfe. Die Essener verwarfen grundsätzlich die Sklaverei als unvereinbar mit der Gleichheit aller Menschen vor ihrem Schöpfer. Und obwohl sie die Ehe nicht einfach als falsch verurteilten, erwarteten sie von den Vollmitgliedern die Ehelosigkeit. Aufnahme in die Gemeinschaft wurde erst nach Prüfungen und feierlichen Gelüben gewährt, denen ein Noviziat voranging, und jedes Vergehen führte zum Ausschluß. Die Essener unterzogen sich zahlreichen rituellen Waschungen und hielten ein heiliges Gemeinschaftsmahl, zu dem Uneingeweihte nicht zugelassen waren. Auch den Eid verwarfen sie.

Auf der anderen Seite bestanden zwischen den Essenern und der frühen Kirche erhebliche Unterschiede. Die Essener hielten den Sabbath mit besonderer Strenge und waren mit äußerster Sorgfalt darauf bedacht, jede rituelle Verunreinigung zu vermeiden. Nach dem Zeugnis unserer griechischen Quellen erhoben sie sich vor

Tagesanbruch, um der aufgehenden Sonne Gebete darzubringen, und vertraten esoterische Lehren über die Eigenschaften von Wurzeln und Steinen und die Geheimnamen der Engel. Sie widmeten der Auslegung des inneren, verborgenen Sinnes der heiligen Schrift große Aufmerksamkeit und versuchten die Ereignisse der Zukunft vorherzusagen. Die Texte von Qumran und die griechischen Quellen stimmen in ihren Berichten nicht völlig überein; aber vielleicht versuchen die griechischen Zeugnisse in dem Bild, das sie von den Essenern zeichnen, diese möglichst den pythagoreischen Asketen der hellenistischen Welt anzugleichen. Das Material aus den Schriftrollen vom Toten Meer gibt verhältnismäßig wenig Aufschluß über den unmittelbaren Hintergrund des Urchristentums, außer in dem allgemeinen Sinn, daß es die Existenz einer Gemeinschaft enthüllt, die mit glühender Hingabe die alttestamentliche Prophetie und besonders die messianischen Weissagungen studiert und ein großes göttliches Eingreifen in die Weltgeschichte erwartet. Es besteht eine Verwandtschaft in der Atmosphäre: etwa in der sogenannten „Kriegsrolle“, die eine letzte Entscheidungsschlacht zwischen den Söhnen des Lichtes und den Söhnen der Finsternis beschreibt, die an die Schlacht von Harmagedon in der Apokalypse und vielleicht auch an Epheser 6 erinnert. Aber man muß billigerweise sagen, daß in Einzelheiten die Zahl der Analogien und Parallelen zwischen den Qumrantexten und dem Neuen Testament weder sehr groß noch besonders eindrucksvoll ist; und der „Lehrer der Gerechtigkeit“ spielt im Denken der Gemeinschaft von Qumran keine Rolle, die sich mit derjenigen Jesu im Glauben der Urchristenheit annähernd vergleichen ließe. Kurz, die neutestamentlichen Schriften und die Schriftrollen von Qumran werfen wohl gegenseitig Licht aufeinander, aber von keiner der beiden Gruppen von Dokumenten kann man sagen, daß sie die andere „erkläre“. Daß einzelne Essener Christen wurden, wird man annehmen dürfen, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß es irgendeine Verbindung in institutioneller Hinsicht gab. Überraschenderweise scheinen die ersten Christen eine viel positivere Haltung zum Tempelkult in Jerusalem eingenommen zu haben als die Gemeinschaft von Qumran (vgl. Apo-

stelgesch. 6,7). Gleichzeitig liegt die Vermutung nahe, daß die Christen für eine Gemeinschaft, die von dem Verlangen nach kultureller Reinheit so besessen war, daß ihr Tageslauf in häufigen Abständen von rituellen Reinigungsakten unterbrochen wurde, sehr wenig Geduld aufgebracht hätten.

Die anfängliche Wirkung des Christentums auf das jüdische Volk scheint beträchtlich gewesen zu sein. Die Kirche gewann ihre Mitglieder wahrscheinlich aus den meisten der verschiedenartigen Gruppen, die das heterogene Judentum des ersten Jahrhunderts umfaßte, mit Ausnahme der Sadduzäer. Die christliche Botschaft sprach sowohl die Pharisäer mit ihrer Auffassung an, daß der geoffenbarte Wille Gottes verlange, daß man entschieden Ernst mit ihm mache, als auch den gewöhnlichen Juden, der die Empfindung hatte, daß das pharisäische Skrupulantentum gegenüber dem Gesetz allzu oft zu übertriebenen zeremoniellen Spitzfindigkeiten geführt hatte, die die eigentliche Mitte des Glaubens verfehlten. Binnen kurzem gab es starke Gruppen christlicher Juden nicht nur in Jerusalem, sondern auch in den umgebenden Gebieten von Judäa. Daß es bedeutende Gruppen auch im Norden, in Galiläa, gab, ist sehr wahrscheinlich, doch können wir über ihr Verhältnis zu den jüdischen Gemeinden und über ihre spätere Geschichte nur Vermutungen anstellen. Es waren ländliche Gemeinschaften in einem rückständigen Gebiet, die bald aus der Geschichte verschwanden. Wir wissen jedoch, daß die christliche Botschaft sehr schnell nicht nur Damaskus, sondern auch Antiochien, die Hauptstadt Syriens und dritte Stadt des römischen Reiches, erreichte, wo bei den Heiden bald der Spitzname „Christen“ aufkam, der sich rasch als allgemeine Bezeichnung verbreitete. (Die jüdische Bezeichnung blieb „Nazarener“²). Selbst unter den Pharisäern, die am mosaischen Gesetz und seiner traditionellen Interpretation am strengsten festhielten, fand die neue Bewegung einige Anhänger. Gleichwohl kam es weder dazu, daß die Behörden, noch daß das Volk als ganzes sich „dem Weg“ anschlossen. Einerseits bot das Christentum den

2 Siehe unten S. 16.

nationalistischen Zeloten, die auf die Stunde der Erhebung gegen Rom warteten, keinen Anreiz; andererseits war es viel zu revolutionär für die jüdische Führungsschicht, die eine Kompromißpolitik der Kollaboration auf politischem Gebiet und einer konservativen Haltung in religiösen Fragen verfolgte. Vor allem aber bestand das heikle Problem der Stellung der Christen zu den Heiden. Dies war eine prinzipielle Frage, die innerhalb der Urchristenheit selbst einen tiefen Gegensatz der Meinungen hervorrief. Die Anfänge dieser Auseinandersetzung lassen sich noch in dem Bericht des Lukas über die „Hellenisten“ und Stephanus erkennen, den er im sechsten und siebenten Kapitel der Apostelgeschichte gibt.

Die Ausbreitung des Christentums nach Norden bis nach Syrien und Cilicien verursachte in den Synagogen eine derart akute Besorgnis, daß es zu einer gegen die Christen gerichteten Aktion kam, die von Jerusalem aus gefördert wurde und unter der Führung eines Juden aus Cilicien stand, der ein Schüler des berühmten Rabbi Gamaliel in Jerusalem gewesen war – das war Saulus oder Paulus von Tarsus, ein Pharisäer, der von der Endgültigkeit und Vollkommenheit des Mosegesetzes überzeugt und dementsprechend ein leidenschaftlicher Verfolger der jungen Christenheit war. Als er von Jerusalem nach Damaskus reiste, trat ihm plötzlich der auferstandene Christus entgegen, und von da an war Paulus ein ebenso überzeugter Christ – und wiederum ein Mann voll Leidenschaft: er lebte in dem glühenden Bewußtsein der Aufgabe, daß er das Evangelium den Heiden zu bringen habe. Paulus war wahrscheinlich nicht der erste, der den Gedanken einer christlichen Mission in der nichtjüdischen Welt faßte. Aber von Anfang an war er unzweifelhaft die beherrschende Gestalt in dieser Tätigkeit und glaubte von sich selbst, daß er in einer besonderen und einzigartigen Weise zum Apostel der Heiden berufen sei. Als solcher besaß er besondere Autorität gegenüber den heidenchristlichen Gemeinden, die er durch Besuche und vor allem durch Briefe ausübte (er fand selbst, daß er durch seine Briefe mehr Eindruck machte als durch sein Reden), und vertrat ihre Interessen in seinen Verhandlungen mit der Muttergemeinde in Jerusalem.

Während uns die Paulusbriefe und die Apostelgeschichte einiges über die Entwicklung der heidenchristlichen Gemeinden berichten, wissen wir verhältnismäßig wenig über die Muttergemeinde in Judäa. Die meisten aus dem Kreise der zwölf Jünger verschwinden aus der Geschichte. Nur Petrus, Johannes und der Herrenbruder Jakobus bedeuten für uns mehr als bloße Namen. Spätestens im dritten Jahrhundert kamen romantische Legenden auf, die die Missionsreisen der Zwölf beschrieben, die etwa Thomas nach Persien und Indien, oder Andreas zu den Skythen Südrußlands geführt hätten. Aber diese Geschichten haben keinen höheren historischen Wert als die mittelalterlichen Legenden, die den Apostel Jakobus mit Compostella oder Josef von Arimathia mit Glastonbury in Verbindung bringen. Sie gehen auf die apokryphen Apostelromane zurück, die seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts als volkstümliche Lektüre weite Verbreitung fanden³. Überlieferungen des zweiten Jahrhunderts, die mehr Vertrauen verdienen, berichten, daß der Zebedaide Johannes als alter Mann in Ephesus lebte und daß der Evangelist Philippus mit seinen vier weissagenden Töchtern (Apostelgesch. 21,9) in Phrygien gestorben sei. Diese Auswanderung der Jerusalemer Gemeinde nach Kleinasien könnte durch den jüdischen Krieg der Jahre 66–70 veranlaßt worden sein. Das vierte Evangelium stammt von einer Gruppe von Johannesjüngern, für die es die Lehre des Lieblingsjüngers bewahrte. Um 200 sehen wir, daß die Gemeinden Kleinasiens auf Johannes als ihren Gründer zurückblicken und in Ephesus sein Grab verehren⁴.

Die Epheser scheinen angenommen zu haben, daß Maria im Hause des Johannes in ihrer Stadt gelebt hatte (vgl. Joh. 19,27), und weihten ihr im fünften Jahrhundert zum ersten Mal eine Kirche. Aber nach einer anderen Auffassung, die zum ersten Mal

3 In deutscher Übersetzung bei E. Hennecke – W. Schneemelcher, Neutestamentliche Apokryphen³ II (1964).

4 Lateinische Autoren berichten im Anschluß an Tertullian und Hieronymus, daß Johannes in Rom in siedendes Öl geworfen worden sei, aber unverletzt entkam; im siebenten Jahrhundert wurde dieses Ereignis an der Porta Latina lokalisiert und am 6. Mai sein Gedächtnis gefeiert. Griechischen Autoren ist die Legende unbekannt.

von Epiphanius im Jahre 375 ausgesprochen wurde, der davon als einem höchst esoterischen Geheimnis redet, dessen er keineswegs sicher ist, kam Maria nicht nach Ephesus, ja sie schmeckte in Wirklichkeit den Tod überhaupt nicht.

Jakobus der Gerechte, „der Herrenbruder“, hatte den Vorsitz der Jerusalemer Gemeinde bis zu seinem Märtyrertod im Jahre 62 inne (ein Ereignis, das bei vielen nichtchristlichen Juden ein sehr schlechtes Gewissen hinterließ), worauf ein Vetter des Herrn an seine Stelle trat. Das genaue Verhältnis zwischen Jakobus und Petrus, dem führenden Apostel, dem der Herr besonders die Mission der Kirche anvertraut hatte, bleibt dunkel. In den Paulusbriefen und in der Apostelgeschichte erscheinen die Verwandten des Herrn und die Apostel als hervorragende Autoritäten, die nebeneinander stehen. Wenn jemals Spannungen zwischen ihnen bestanden haben (was in Markus 3,31–35 anklingen könnte), so wurden sie rasch beseitigt. Nach einem Strang der Überlieferung (Matth. 16, 18) erklärte der Herr Petrus zum Felsen, auf dem die Kirche erbaut werden solle; vielleicht gab es Christen, die glaubten, Petrus und nicht Johannes sei die höchste Autorität in der nachösterlichen Gemeinde. Der iredenische Bericht, den die Apostelgeschichte über die Urgemeinde gibt, ist frühestens eine Generation später geschrieben und gestattet uns nicht mehr als Fragen zu stellen, die wir nicht beantworten können.

Das Verhältnis zwischen Petrus und Paulus ist ebenfalls unklar. Ihr schwerer Zusammenstoß in Antiochien war offensichtlich ein außergewöhnlicher Vorfall, sonst wäre er uns in anderer Weise überliefert (Gal. 2,11 ff.); und zumindest im Tode waren beide vereint – beide starben als Märtyrer in Rom während der Verfolgung unter Nero⁵. Zweifellos deutet die Anwesenheit des Petrus

⁵ Anspielungen auf den Märtyrertod des Petrus finden sich im Johannesevangelium (13, 36; 21, 18). Daß er sich in Rom ereignete, ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit aus dem Brief des Klemens an die Korinther, aus dem Römerbrief des Ignatius und weiter aus der einhelligen Überlieferung bei den Autoren des zweiten Jahrhunderts, abgesehen von dem Gedächtnismal auf dem Friedhof auf dem vatikanischen Hügel, das um 160/70 errichtet und in neuester Zeit ausgegraben wurde (siehe unten S. 187).

in Rom in den sechziger Jahren auf ein Interesse am Heidenchristentum hin, aber wir besitzen weder Nachrichten über die Art seiner Tätigkeit noch über die Dauer seines Aufenthaltes. Daß Petrus fünfundzwanzig Jahre lang in Rom gelebt habe, ist eine Legende aus dem dritten Jahrhundert.

Das Heidenchristentum

In der antiken Welt wußte jedermann zumindest dreierlei über die Juden: sie lehnten jede direkte oder indirekte Berührung mit heidnischen Kulturen ab (was asozial erschien); sie lehnten es nicht nur ab, Fleisch zu essen, das als Götteropfer dargebracht worden war, sondern mieden Schweinefleisch grundsätzlich (was lächerlich erschien); und sie beschnitten ihre männlichen Kinder (was abstoßend wirkte).

Wenn die Kirche unter den Heiden Mission treiben wollte, so war eine Regelung dieser Fragen erforderlich: Sollten dieselben Vorschriften für die zum Christentum bekehrten Heiden gelten? Eine konservative Gruppe vertrat die Meinung, daß die neubekehrten Heiden sich nicht nur durch Götzenopfer verunreinigter Nahrungsmittel zu enthalten hätten, sondern daß sie auch die Beschneidung als das Bundeszeichen der Aufnahme in das Gottesvolk annehmen müßten. Andere Judenchristen, die glaubten, daß das Evangelium aller Welt gepredigt werden müsse, verwarfen diese konservative Anschauung entschieden. Die Beschneidung samt dem ganzen übrigen Zeremonialgesetz des Pentateuchs sei auf das jüdische Volk beschränkt, während Gott in Christus die Menschheit versöhnt und nicht nur die Schranken zwischen dem sündigen Menschen und seinem Schöpfer, sondern auch zwischen Mensch und Mitmensch niedergerissen habe.

Die Spaltung zwischen Konservativen und Universalisten führte zu einer scharfen und zeitweilig leidenschaftlichen Kontroverse, die zu einer allgemeinen Versammlung in Jerusalem Anlaß gab (Apostelgesch. 15). Das Ergebnis war in mehrfacher Hinsicht ein

Kompromiß, der jedoch in allen entscheidenden Punkten zugunsten der Universalisten ausfiel. Die Heidenchristen wurden von der Muttergemeinde in Jerusalem als vollwertige Glieder des Gottesbundes anerkannt, auch wenn sie unbeschnitten waren; doch sollten sie keine Speisen essen, die irgendeine Beziehung zum Götzendienst hatten (es war griechischer Brauch, Tischgesellschaften in Tempeln zu halten, wobei der Gott selbst als der Gastgeber galt), und keine außerehelichen geschlechtlichen Beziehungen unterhalten – in diesem Punkt war die jüdische Ethik wesentlich strenger als die heidnische. Die Korintherbriefe des Paulus werfen ein deutliches Licht auf den sozialen Hintergrund dieser Bestimmungen.

Die Auseinandersetzung drehte sich um die fortdauernde Gültigkeit des Mosegesetzes. Paulus sah, daß es dabei im Grunde um die Frage ging, ob der Mensch das Heil durch sein Verdienst erreichen könne, das er durch den Gehorsam gegenüber Gottes Geboten erworben hat. Diesem Gesetzesgedanken setzt Paulus den Gedanken des göttlichen Erbarmens und der Vergebung entgegen, die dem Menschen in Christus umsonst angeboten werden: in der Taufe wird der Glaubende mit Christus vereint und wird „gerechtfertigt“; er wird in ein rechtes Verhältnis zu Gott gebracht, aus dem heraus er „gute Werke“ tut und an Heiligkeit zunimmt. Der Christ ist deshalb frei vom Gesetz des Moses. Die Funktion des Gesetzes ist nicht dauernd, sondern nur vorläufig: es war „ein Zuchtmeister auf Christus“.

Es war die Leistung des Paulus, daß er die Freiheit und Gleichberechtigung der Heidenchristen mit Erfolg verteidigte und bei den Leitern der Jerusalemer Gemeinde die Anerkennung der von ihm Bekehrten als voller Glieder der Kirche durchsetzte. Darin sah er auch die Anerkennung seiner eigenen Stellung als Apostel der Heiden. Dieser Anspruch führte ihn in unerfreuliche Auseinandersetzungen, in denen sein stärkstes Argument das konkrete Faktum des Vorhandenseins zahlreicher bekehrter Heiden war. Der Hauptgrund für den missionarischen Erfolg des Paulus war wohl seine außergewöhnliche geistige Beweglichkeit und die Fähigkeit, sich dem Verständnis seiner Hörerschaft anzupassen: er vermochte das

palästinensische Evangelium in eine der hellenistischen Welt verständliche Sprache zu übersetzen und wurde so zum ersten christlichen Apologeten. Die erste Christengeneration in Palästina erwartete in der nächsten Zukunft die Wiederkunft des Herrn in Herrlichkeit. Paulus erkannte, daß die Lehre vom unmittelbar bevorstehenden Weltende eher ein Hindernis als ein Vorteil bei der Missionierung der hellenistischen Welt war, da sich hier das spekulative Hauptinteresse auf den Anfang der Dinge richtete. Er verschob deshalb in seiner Verkündigung das Schwergewicht von Christus als dem Ende auf die Botschaft von Christus als der von Ewigkeit präexistenten Schöpfungsweisheit Gottes, die als immanente Kraft den Kosmos in seiner Vielfalt vor der Auflösung bewahrt. Insbesondere, so lehrte Paulus, wohnt der Herr in seiner Kirche, wie die Seele im Leibe wohnt. Die Kirche ist deshalb bis zu ihrer eschatologischen Vollendung fortdauernd im Wachsen und wird schließlich die gesamte Menschheit umfassen. In diesen Begriffen drückt der Epheserbrief die Vorstellung von der universalen einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche aus. Denn nach dieser voll entwickelten paulinischen Lehre sind alle Christen in Glaube und Taufe eins mit dem Herrn und dadurch auch untereinander verbunden. Der Herr macht die Kirche zu einer heiligen Gemeinschaft, die, zur Erfüllung eines priesterlichen Amtes aus der Welt ausgesondert, der Menschheit das Evangelium vermittelt, wobei sie in ihrer weltweiten Wirksamkeit auf ihre apostolischen Gründer zurückblickt. Die Muttergemeinde dieses universalen Verbandes ist Jerusalem. Aber schon blickt Paulus im Geist voraus nach Westen. In Rom sieht er das zukünftige Zentrum des Heidenchristentums und den Stützpunkt für eine Missionsreise nach Spanien (wohin er vielleicht wirklich gelangt ist).

Paulus verstand die Kirche als eine Gemeinschaft, in der die Trennungswand zwischen Juden und Heiden niedergerissen war, die aber doch gleichsam eine Doppelgestalt behielt. Aber dem Judenchristentum gelang es nicht, das jüdische Volk zu bekehren. Jerusalem erlitt furchtbare Schäden, als es nach fehlgeschlagenen Aufständen in den Jahren 70 und 135 von den Römern erobert

wurde. Nach der zweiten Eroberung wurde durch ein Edikt Hadrians allen Juden untersagt, künftig jüdischen Boden zu betreten, und Jerusalem wurde zu einer hellenistischen Stadt mit heidnischen Tempeln und Theatern, die den neuen Namen Aelia Capitolina erhielt. Dies bedeutete die Loslösung des Heidenchristentums von seinen judenchristlichen Wurzeln; sein zahlenmäßiges Übergewicht und seine geographische Ausdehnung über die ganze Mittelmeerwelt sicherte ihm sein Selbstvertrauen und das Bewußtsein der Katholizität, wobei es seine Kontinuität mit den Aposteln nicht nur in den Kirchen des Ostens sondern auch in Rom, dem Schauplatz des Märtyrertodes des Petrus und Paulus, aufweisen konnte. Aus dem paulinischen Gedanken von der nur halb unabhängigen Stellung eines Heidenchristentums, das sich an Jerusalem orientierte und Seite an Seite mit dem Judenchristentum innerhalb der einen Kirche lebte, hatte sich allmählich die Vorstellung von der Unabhängigkeit des Westens vom Osten entwickelt, die auch eine mögliche Rivalität nicht ausschloß. Trotz Verfolgung durch die Juden (I. Thess. 2,14) blieben die Christen in Palästina noch für längere Zeit eine Gruppe innerhalb des Judentums. Aber der Bruch wurde unvermeidbar. Ein Satz in Suetons *Leben des Claudius*⁶ könnte vielleicht in dem Sinn verstanden werden, daß es bereits im Jahre 50 in Rom zu Tumulten zwischen Juden und Christen kam. In Judäa hielten die Judenchristen so lange wie möglich die Türen offen, aber sie wurden schwer drangsaliert, und um 75 nahm man, um ihres Ausschlusses ganz sicher zu sein, eine formelle Verfluchung in die synagogale Liturgie auf: „Mögen die Nazarener und die Häretiker schnell zugrunde gehen und aus dem Buch des Lebens getilgt werden“. Das Vorhandensein der Heidenmission bildete für die Mission der Judenchristen unter den eigenen Volksgenossen eine Quelle der Verlegenheit (Röm. 11,28 macht dies deutlich). Ihre Position erfuhr auch keine Stärkung durch die Haltung einiger ihrer heidenchristlichen Brüder, die kein Bedürfnis zeigten, zu betonen, was sie

6 „Da die Juden auf Betreiben des Chrestus ständig Unruhen stifteten, vertrieb Claudius sie aus Rom“ (vgl. Apostelgesch. 18,2).

dem Judentum schuldeten, sondern die im Gegenteil zu der unveröhnlichen Ansicht neigten, daß die Zerstörung Jerusalems durch die verhaßten Römer im Jahre 70 nichts anderes gewesen sei als das verdiente Gottesgericht wegen des Mordes an Jesus. Diese Tat selbst war nur die Krönung der ständigen hartnäckigen Ablehnung des von den Propheten verkündigten Gotteswortes gewesen. Man entdeckte, daß die alttestamentliche Prophetie ebensowohl von der Verwerfung des Messias durch das jüdische Volk handelte wie von der weltweiten Mission der Kirche als des wahren Messiasvolkes. So entstand eine Tradition alttestamentlicher Auslegung, die sich auf die prophetische Kritik an der Veräußerlichung des Glaubens und am Halten von Festen und Zeremonien konzentrierte. Man sah im Alten Testament die Geschichte eines Volkes, das einen unausrottbaren Hang zum Abfall besaß, obwohl es dauernd durch die Propheten gewarnt wurde. Das Mosegesetz war nicht Gottes dauernder Wille, sondern eine befristete, provisorische Ordnung, die Gott dem hartherzigen Volke gegeben hatte, um noch schlimmere Fehlritte zu verhüten; und vielleicht war es auch geradezu eine Strafe für die Anbetung des goldenen Kalbes. So fand man im Alten Testament selbst ein negatives Urteil über das Judentum.

Die Judenchristen, die aus der Gemeinschaft ihrer Volksgenossen ausgeschlossen waren, hielten an der Beschneidung fest und feierten weiter den Sabbath und die anderen jüdischen Feste. Dies wieder verstimmte viele Heidenchristen, und so wurden die judenchristlichen Gemeinden zu einsamen Konventikeln ohne Unterstützung von außen. Noch im vierten Jahrhundert und später bestanden kleine judenchristliche Gemeinden in Syrien. Hieronymus fertigte eine lateinische Übersetzung ihres *Hebräerevangeliums* an, das von den kanonischen griechischen Evangelien leicht abweichende Überlieferungen bewahrte und die Stellung des Herrenbruders Jakobus besonders herausstrich. Aber weder konnten ihnen die orthodoxen Juden ihr Christsein vergeben, noch konnte die heidnische Mehrheit innerhalb der Kirche verstehen, warum die Judenchristen fortfuhren, die traditionellen Bräuche und Riten des Judentums zu halten. Langsam verloren ihre Gemeinden an Bedeutung. Aus dem

um 160 entstandenen *Dialog mit Tryphon* Justins des Märtyrers⁷ geht hervor, daß um diese Zeit das Judenchristentum noch eine Macht bedeutete. Justin glaubte, daß ein Judenchrist durchaus die Freiheit besitze, das Mosegesetz zu halten, ohne damit in irgendeiner Weise seinen christlichen Glauben zu kompromittieren, und daß selbst ein Heidenchrist die jüdischen Bräuche halten könne, wenn ein Judenchrist ihn in dieser Richtung beeinflusst hatte. Nur mußte dabei gelten, daß solche Bräuche für den Glauben belanglos und Sache der persönlichen Gewissensentscheidung seien. Justin mußte allerdings zugeben, daß andere Heidenchristen keinen so liberalen Standpunkt vertraten und der Meinung waren, daß diejenigen, die das Mosegesetz hielten, nicht zum Heil kommen könnten. Seit Irenäus wird das Judenchristentum nur noch als eine abweichlerische Sekte behandelt; man wußte nicht mehr, daß es diejenige Form des Christentums war, die am ehesten den Anspruch erheben konnte, die Tradition der Jerusalemer Urgemeinde fortzuführen. Die Selbstbezeichnung der Judenchristen war der aus dem Hebräischen abgeleitete Ausdruck „Ebioniten“, „die Armen“; es handelt sich vermutlich um eine bewußte Anknüpfung an einen sehr alten Ausdruck, der durch die Paulusbriefe als eine fast technische Bezeichnung für die Christen von Jerusalem und Judäa bezeugt ist. Da einige von ihnen nie die Überlieferung von der jungfräulichen Geburt Jesu angenommen hatten, stellte Irenäus die Ebioniten mit anderen Häresien zusammen, die ebenfalls die Jungfrauengeburt bestritten. Bald darauf vertrat Tertullian die Annahme, daß sie sich von einem Manne namens Ebion herleiteten, und spätere antihäretische Autoren waren sogar in der Lage, aus Ebions angeblichen Schriften zu zitieren.

Die Begegnung mit dem römischen Imperium

Ein römischer Prokurator hatte den Herrn wie einen gewöhnlichen Verbrecher zum Kreuzestod verurteilt. Aber er hatte dies nur

⁷ Siehe unten S. 81.

getan, um die Juden zu beschwichtigen, nicht weil er wirklich glaubte, daß Jesus ein Verbrechen gegen den römischen Staat begangen habe. So bestand noch Hoffnung auf eine Verständigung. Der Herr selbst hatte ja gesagt, daß es möglich sei, dem Kaiser loyal zu dienen und dabei doch Gott treu zu bleiben. Die Urgemeinde lehnte es ab, sich mit der jüdisch-nationalistischen Bewegung der „Zeloten“ zu identifizieren. Die Jerusalemer Gemeinde hatte im Jahre 66, als die Widerstandsbewegung den Krieg eröffnete, die Stadt verlassen, und ihre Glieder wurden während des Bar-Kochba-Aufstandes unter Hadrian von 133 bis 135 wieder als potentielle Verräter verfolgt. Da sie sich zur Anerkennung der Heidenmission verpflichtet hatten, waren sie nicht zur Auflehnung gegen die heidnischen Behörden bereit, für deren Bekehrung sie beteten. Paulus, der die Doppelbürgerschaft von Tarsus und Rom besaß, betrachtete die römischen Beamten als die Diener der göttlichen Gerechtigkeit, die dem Verbrechen wehren. Und nach der ausdrücklichen Weisung des Herrn selbst zahlten die Christen gewissenhaft ihre Steuern. Die Heidenmission besaß höchstes Interesse an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und hatte nicht die geringste Neigung, sich in eine ablehnende Haltung zum Staat zu begeben. Schon in der Apostelgeschichte klingt der Gedanke an, daß das Imperium nach der Vorsehung Gottes ein Werkzeug zur Ausbreitung des Evangeliums werden könne. Spätestens um die Mitte des zweiten Jahrhunderts sah man in christlichen Kreisen in der Tatsache, daß Augustus die „Pax Romana“ genau zu dem Zeitpunkt aufgerichtet hatte, als das Evangelium Christi vom erdumspannenden Frieden und guten Willen der Menschheit geschenkt wurde, Gottes Hand am Werk. Was an dem römischen Staat nicht in Ordnung war, war sein altes Heidentum. Aber man brauchte nur seine Religion zu ändern, dann würde alles gut sein.

Das Reich war jedoch nicht bereit, die alten Götter aufzugeben, durch deren Gunst die Legionen die Welt erobert hatten. Philosophische Kritik mochte den Glauben vieler zerstört haben; Epikureer wie Lukrez konnten die Religion verurteilen, da sie auf der Furcht vor erdichteten Schreckgespenstern im Jenseits beruhe. Jedoch

kein Mensch dachte daran, die praktischen Konsequenzen aus seinem Skeptizismus zu ziehen und eine gesellschaftliche Revolution einzuleiten. Die Verweigerung der Teilnahme am heidnischen Kaiserkult war nicht nur ein religiöser sondern auch ein politischer Akt, der leicht als gefährliche politische Unzuverlässigkeit ausgelegt werden konnte.

Seite an Seite mit den offiziellen Kulturen des Gott-Kaisers und der alten Lokalgötter, in denen gewöhnliche Bürger als Priester wirkten, gediehen die östlichen Mysterienreligionen, die zumeist ein Berufspriestertum besaßen. Die wichtigsten unter ihnen waren die Kulte der Isis (der ägyptischen Muttergötter), des Mithras (des persischen Lichtgötters) und der düstere aus Anatolien stammende Kult des Attis und der Kybele. Diese Kulte besaßen eine überraschend große Anziehungskraft. Welche tiefen seelischen Erschütterungen durch die Einweihung in die exotischen Mysterien der Isis, der Mutter, die ihr heiliges Kind wie Maria nährte, ausgelöst wurden, kann man im letzten Buch des *Goldenen Esel* des Apuleius nachlesen. Der Mithrasdienst, eine asketische Religion nur für Männer, erfreute sich bei den Offizieren der Armee (aber nicht nur bei ihnen) besonderer Beliebtheit; man hielt in diesem Kult heilige Mahlzeiten, die der christlichen Eucharistie nicht unähnlich waren, und der Seele wurde nach dem Tod ein sicherer Weg durch den Herrschaftsbereich der sieben Planetengeister verheißen, die ihr den Aufstieg zur Milchstraße versperren. Aber der Mithraskult war keine Volksreligion. Der Kybelekult war durch seine sich selbst geißelnden Bettelpriester und durch seine öffentlichen Feiern vom 15. bis 27. März bekannt: nach einem Fasten und dem „Bluttag“ (22. März), an dem Attis betrauert wurde, verwandelte sich in dem am 25. März stattfindenden Fest der „Hilaria“, das die Auferstehung des Attis feierte, der Schmerz in Freude. (Es handelt sich um eine überraschende Parallele zur christlichen Karwoche und zum Osterfest⁸.)

⁸ Im vierten Jahrhundert bezichtigten heidnische Kritiker in diesem Punkt die Kirche des Plagiats. Bei beiden Festen wurde eine die ganze Nacht dauernde Vigilie mit Lichtern gefeiert.

Kein heidnischer Kult schloß einen andern aus. Das einzige Hindernis, sich in viele Kulte einweihen zu lassen, waren die hohen Kosten. Durch die Annahme, daß die verschiedenen Gottheiten entweder derselbe Gott unter verschiedenen Namen, oder daß sie örtliche Vertreter der einen höchsten Gottheit seien, vermochte man alle Kulte in eine lose Einheit zu bringen.

Die römische Regierung tolerierte in der Praxis jeden Kult, vorausgesetzt daß er weder politischen Aufruhr förderte, noch die Moral untergrub. Man glaubte geradezu, daß eine der Ursachen für die militärischen Erfolge Roms die Tatsache sei, daß die Römer im Gegensatz zu anderen Völkern, die bloß ihre eigenen lokalen Gottheiten verehrten, alle Götter ohne Einschränkungen verehrten und deshalb für ihre Frömmigkeit belohnt worden seien. Den Gott der Juden zu assimilieren, der keine Bilder hatte, und dem Opfer nur im Tempel zu Jerusalem dargebracht wurden, fiel den Römern schwerer. Obwohl die Juden Monotheisten waren und in der Theorie alle anderen Religionen für verkehrt und für nichtig erklärten, wurden sie bis zum Aufstand der Jahre 66 bis 70 von den römischen Behörden mit merklicher Toleranz behandelt. Unter Augustus wurden ihnen Privilegien gewährt, die nach einer bedrohlichen Krise unter Caligula, der im Tempel von Jerusalem seine Statue aufstellen lassen wollte⁹, von Claudius erneuert wurden. Es schien keinen zwingenden Grund zu geben, warum die Christen nicht ebenfalls Toleranz genießen sollten. Zum ersten Konflikt mit dem Staat kam es durch einen unglücklichen Zufall, nicht auf Grund irgendeiner Prinzipienfrage von grundlegender Bedeutung. Im Jahre 64 richtete ein großer Brand in Rom erhebliche Verheerungen an. Nero, der sich so unpopulär gemacht hatte, daß er selbst der Brandstiftung verdächtigt wurde, fand in den Christen einen willkommenen Sündenbock. Der Historiker Tacitus, der etwa fünfzig Jahre später schrieb, glaubte nicht daran, daß die Christen zu recht der Brandstiftung angeklagt worden waren, sah aber freilich

⁹ Im Neuen Testament sind die Stellen Mark. 13, 14; II. Thess. 2, 3 f. als Widerhall dieser Krise zu verstehen.

auch keinen Schaden in der Hinrichtung einer verachtungswürdigen, asozialen Menschengruppe, die „durch ihre Schandtaten verhaßt war“ – denn zu seiner Zeit, wenn nicht schon zu der Neros, herrschte im Volk die Meinung, daß die Christen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften Inzest und Kannibalismus begingen. (Diese Anschuldigungen wurden wahrscheinlich aus christlichen Aussagen über die allgemeine Liebe und das Herrenmahl herausgesponnen). Die neronische Verfolgung war auf Rom beschränkt und war nicht durch einen tiefgreifenden ideologischen Konflikt zwischen Kirche und Staat ausgelöst worden; der Kaiser brauchte einfach jemanden, dem er die Schuld an dem Brand zuschieben konnte. Gleichwohl stellte es einen Präzedenzfall dar, daß Richter Christen zum Tode verurteilt hatten, nur weil sie Christen waren, ohne daß eine andere Anklage vorgelegen hätte.

Mit Unterbrechungen hielt der Druck auf die Kirche wahrscheinlich an, und ohne Zweifel gerieten viele Christen ins Wanken. Juden und Heiden, die unbehelligt Anhänger der Synagoge gewesen waren und dann zur Kirche übergetreten waren, müssen jetzt die Versuchung gespürt haben, zurückzukehren. Eine derartige Situation hat der anonyme Brief an die Hebräer vor Augen. Der Verfasser, augenscheinlich ein Glied des paulinischen Kreises, ermahnt die schwankende römische Gemeinde, in ihrer Überzeugung von der Unterlegenheit des Judentums und der bleibenden Gültigkeit des christlichen Glaubens festzubleiben, da Christus der alleinige Sohn Gottes sei; er fordert die Gemeinde weiter auf, des Vorbildes ihrer einstigen Leiter zu gedenken und zu denen zu stehen, die jetzt diese Stellung innehaben; und er ruft die Adressaten auf, weiterhin für die eingekerkerten Brüder zu sorgen und aus dem Ausbleiben von Hinrichtungen Mut zu schöpfen.

Unter Domitian (81–96) scheint die Lage wieder ernst geworden zu sein. Mit Ausnahme von Caligula und Nero hatten die Kaiser es bisher stets abgelehnt, sich von besonders enthusiastischen Untertanen als Götter verehren zu lassen. Doch Domitian war anderer Anschauung, er verlieh sich selbst den Titel „Herr und Gott“ und neigte dazu jeden, der seine kultische Verehrung mit Mißtrauen

betrachtete, des Hochverrates verdächtigen. Der gebräuchliche Eid „beim Genius des Kaisers“ wurde offiziell verpflichtend gemacht. Es ist hinreichend belegt, daß dies zu einer Krise für die Juden führte. Und es ist wahrscheinlich (wenn auch nicht ganz sicher), daß die Kirche in nicht geringere Schwierigkeiten geriet. Nach dem Bericht des Historikers Cassius Dio, der im dritten Jahrhundert schrieb, wurden mehrere hervorragende Römer, die mit dem Judentum sympathisierten, des „Atheismus“ beschuldigt; auf diesen Vorwurf hin wurde gegen Titus Flavius Clemens, der im Jahre 95 Konsul gewesen war, und seine Frau Domitilla die Anklage erhoben. Die christliche Überlieferung des vierten Jahrhunderts betrachtet Domitilla als Christin, und vielleicht ist Dios Wendung „Atheismus und jüdische Sympathien“ nichts anderes als eine höfliche Umschreibung für Christentum¹⁰. Die Offenbarung des Johannes, die das götzendienerische, christenverfolgende Rom als das Weib in Purpur und Scharlach, trunken vom Blute der Heiligen, schildert, könnte die Spannung, die in dieser Zeit in den Gemeinden Kleinasiens herrschte, widerspiegeln.

Kaiser Trajan (98–117) wünschte nicht, daß aus seinem Kult ein verpflichtender Loyalitätstest gemacht wurde, und so ging die Krise vorüber. Trotzdem bat um 112 Plinius der Jüngere, der Statthalter der kleinasiatischen Provinz Bithynien, Trajan um Richtlinien für das gegenüber Christen einzuschlagende Verfahren. Sein Brief ist sehr aufschlußreich. Es geht aus ihm hervor, daß das Christentum in Bithynien weit verbreitet war, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande; die heidnischen Tempel standen leer, und das Fleisch der Opfertiere war praktisch unverkäuflich geworden. Damit waren lokale Interessen getroffen worden, und man wurde bei Plinius vorstellig, der daraufhin einige Christen, die nicht

¹⁰ Eine andere Persönlichkeit von hohem Rang, Acilius Glabrio, Konsul im Jahr 91, wurde auf Grund derselben Anklage hingerichtet – aber auch auf Grund der andern, daß er als Gladiator gekämpft habe. Das grausame Morden der Gladiatorenkämpfe war der Kirche ein Greuel; aber es läßt sich vorstellen, daß Glabrio soviel Interesse am Christentum bekundet hatte, daß er Domitian damit eine Angriffsfläche bot.

römische Bürger waren, hinrichten ließ, während er andere, die das Bürgerrecht besaßen, in Gewahrsam nahm, um sie zum Prozeß nach Rom zu schicken. Plinius wußte, daß es Präzedenzfälle für die Hinrichtung von Christen gab, und hatte ohne Zögern gehandelt; aber er war sich nicht darüber klar, worin ihr Vergehen eigentlich bestand. Er fragte bei Trajan an, ob schon das bloße Bekenntnis zum Christentum an sich strafbar sei, oder ob die Christen nur für die Schandtaten, die mit dem Christennamen in Verbindung standen, zu bestrafen seien; ob bei sehr jungen oder kranken Menschen eine Milderung der Strafe angebracht sei; und ob jemand, dessen Christentum nachgewiesen sei, sein Vergehen durch einen Widerruf gutmachen könne. Plinius machte sich kein Gewissen aus den Hinrichtungen, da die Beschuldigten hartnäckig abgelehnt hatten, zu widerrufen, was noch viel schlimmer war als Christ zu sein. Aber die Folge war ein lästiges Anwachsen der Anzeigen gewesen, nicht nur durch einen Denunzianten, sondern auch durch eine anonyme Schrift. Bei einem Verhör hatten die jetzt Angeklagten entweder ganz geleugnet, daß sie Christen seien, oder sie gaben wohl zu, daß sie in der Vergangenheit Christen gewesen seien (in einigen Fällen lag dies zwanzig Jahre zurück), verneinten aber, daß sie es noch seien und bewiesen dies, indem sie vor den Bildern des Kaisers und der Götter Weihrauch und Wein opferten und Christus verfluchten. Diese Befragungen abgefallener Christen führten jedoch zu dem unbefriedigenden Ergebnis, daß keine Greuel verübt wurden. Die Angeklagten erklärten, daß es ihr gewöhnlicher Brauch gewesen sei, an einem bestimmten Tage (zweifellos ist der Sonntag gemeint) vor Tagesanbruch an einer Zusammenkunft teilzunehmen, bei der sie Christus als einem Gott ein Lied sangen und einen Schwur ablegten (vielleicht ein Taufversprechen?), kein Verbrechen zu begehen, sondern sich seiner zu enthalten. Danach gingen sie auseinander, trafen sich aber später wieder zum Essen, wobei sie nicht ein geschlachtetes Kind sondern gewöhnliche Speise verzehrten. Dieses Gemeinschaftsmahl hatten sie auf eigenen Antrieb eingestellt, als Plinius ein kaiserliches Edikt veröffentlichte, das Geheimgesellschaften unter Verbot stellte. Beunruhigt durch die Entdeckung, daß das

Christentum so harmlos in Erscheinung treten konnte, hatte Plinius zwei Diakonissen auf der Folter peinlich befragt; er fand aber nur „verkehrten, schwärmerischen Aberglauben“, nichts Verwerfliches. Doch zuletzt, so meinte er, hatte sein hartes Vorgehen sich als richtig erwiesen: Die Bevölkerung war in die Tempel zurückgekehrt.

Die Antwort Trajans an Plinius zeigt das Bestreben, die Angelegenheit nicht zu ernst zu nehmen. Plinius sei, so meinte Trajan, vernünftig vorgegangen, doch solle er anonymen Anzeigen keine Beachtung schenken und auch von sich aus keine allgemeine Untersuchung durchführen. Wenn durch eine verantwortliche Einzelperson eine ordnungsgemäße Anklage eingebracht würde (die nach römischem Recht auf den Kläger selbst zurückfiel, wenn seine Beschuldigungen sich als verleumderisch herausstellten, weshalb man mit Anklagen wegen Kapitalverbrechen sehr vorsichtig war), so könne der wegen Christentum Angeklagte vor Gericht gestellt und, wenn schuldig befunden, bestraft werden. Wenn er jedoch, so fügte Trajan hinzu, zeige, daß er kein Christ sei, indem er den Göttern Gebete darbringe, so könne er freigelassen werden, was immer er in der Vergangenheit getan haben möge. Die Hauptfrage des Plinius ließ Trajan unbeantwortet. Aber es war zumindest klar, daß der Kaiser die Christen nicht für gefährlich hielt. Trajans Bescheid wurde um 123 von Hadrian in einem Brief an den Prokonsul Minucius Fundanus in Ephesus im wesentlichen bestätigt.

Die Behörden hatten jetzt festgestellt, daß die Christen rechtschaffene Leute waren, aber von einer unerklärlichen Feindseligkeit gegenüber der alten religiösen Überlieferung und so hartnäckig in ihren Überzeugungen, daß sie sich jede Sympathie verscherzten und Toleranz ausgeschlossen war. Christsein blieb ein Kapitalvergehen, und mehrere Christen erlitten im zweiten Jahrhundert den Märtyrertod: die Bischöfe Ignatius von Antiochien, Telesphorus von Rom, Polykarp von Smyrna und der „christliche Philosoph“ Justin, der zwischen 162 und 168 in Rom hingerichtet wurde. Im Jahre 177 brach eine grausige Verfolgung gegen die Christen von Lyon und Vienne im Rhônetal los, bei der es zu brutalen Gewalttaten kam. Der Kaiser Mark Aurel hatte angeord-

net, daß die festgenommenen Christen zu Tode gefoltert werden sollten, und die raffiniertesten Grausamkeiten kamen zur Anwendung. Die Masse war jederzeit bereit zu glauben, daß Katastrophen wie Überschwemmungen, Mißernten oder Barbareneinfälle das Mißfallen der Götter darüber zum Ausdruck brächten, daß sie unter dem Einfluß des christlichen „Atheismus“ vernachlässigt würden. Tertullian bemerkt sarkastisch: „Wenn der Tiber über die Ufer tritt oder die Nilüberschwemmung ausbleibt, so ertönt der Ruf: ‚Die Christen vor den Löwen.‘ Alle vor einen einzigen Löwen?“ Die vulgären Anschuldigungen des Inzestes oder Kannibalismus verstummten nur langsam. Noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als die Hauptlehren des Christentums allgemein bekannt und Gegenstand der öffentlichen Diskussion waren, konnte man sittlich hochstehende Heiden treffen, die noch immer an die Geschichten von heimlichen Ausschweifungen glaubten. Aber die Verfolgung dauerte weder ununterbrochen an, noch wurde sie systematisch durchgeführt. Sowohl Trajan als auch Hadrian hatten die Provinzstatthalter davon abgehalten, irgendeine persönliche Initiative zu ergreifen. Es hing viel von privaten Denunzianten ab, und es blieb den einzelnen Statthaltern überlassen, nach eigenem Ermessen gegen die Christen vorzugehen, wobei viele sich wie Gallio verhielten, der „über diese Dinge nicht Richter sein wollte“ (Apostelgesch. 18,15). Einige Provinzstatthalter gewährten der Kirche geradezu Schutz, und dankbare Christen glaubten, daß sie trotz ihres Heidentums im Jenseits belohnt werden könnten. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts drang das Christentum immer stärker in die höheren Gesellschaftsklassen ein, und mehr als ein Mann in hoher Stellung konnte es erleben, daß er nachts aufwachte und zu seiner peinlichen Betroffenheit feststellen mußte, daß seine Frau verschwand, um an nächtlichen Gottesdiensten und Gebeten teilzunehmen. Marcia, die Konkubine des Kaisers Commodus (180–192), war Christin und konnte für die römische Gemeinde ein beträchtliches Maß an Erleichterungen erwirken¹¹. Da die ersten

11 Siehe unten S. 96.

Verfolgungen begrenzt waren, hemmten sie die Ausbreitung des Christentums nicht ernstlich, sondern hatten im Gegenteil die Wirkung, daß sie der Kirche ein Maximum an Publizität verschafften. Tertullian stellte fest, daß „das Blut der Märtyrer der Same der Kirche“ sei. Viele der frühen Märtyrerberichte besitzen einen Zug von Heroismus. Sie zeigen aber auch die besonderen, subtilen Versuchungen, denen die Märtyrer ausgesetzt waren. Nicht alle waren im Stande, sich zu der an Christus gemahnenden Haltung des Stephanus zu erheben, der dem Vorbild seines Herrn darin folgte, daß er für seine Mörder um Vergebung betete. Justizmord ist niemals leicht zu ertragen, und die Märtyrer suchten zeitweilig Genugtuung in der Vorstellung, daß sie in der zukünftigen Welt gerächt werden würden oder daß es sogar zur himmlischen Seligkeit gehören werde, dem Schauspiel zuzusehen, wie jene Männer, die hier auf Erden Akte schreiender Ungerechtigkeit gegen die Christen verübt hatten, ihre wohlverdiente Strafe empfangen. Überdies führte die Überzeugung, daß der Märtyrertod den unmittelbaren Zugang zum Paradies garantiere und die Siegerkrone verleihe, verbunden mit einer düsteren Beurteilung des römischen Reiches als politischer Institution, bei überenthusiastischen Gläubigen zu einer Tendenz, die Behörden zu provozieren. In erster Linie galt dies von den Montanisten,¹² die besonders dazu neigten, Zurückhaltung mit Feigheit und moralischem Kompromißlertum gleichzusetzen. Hitzköpfe, die die Behörden herausforderten, wurden von der Kirche bald als bloße Selbstmörder angesehen, die nicht verdienten, als Märtyrer anerkannt zu werden. Als die privaten Gedächtnisfeiern für die Märtyrer von der Mitte des dritten Jahrhunderts an Eingang in die offizielle, öffentliche Liturgie der Kirche zu finden begannen, mußte eine Kontrolle ausgeübt werden, und die Ansprüche jedes einzelnen Märtyrers wurden einer genauen Prüfung unterworfen. Trotzdem ergaben sich immer noch Schwierigkeiten, vor allem weil es verschiedene Auslegungen des Begriffs Provokation gab. Ignatius von Antiochien, der vor 117 in Rom als Märtyrer starb, war ein Mann

12 Siehe unten S. 54 f.

von leidenschaftlicher Frömmigkeit. Wenn er darum bat, die einflußreichen römischen Christen sollten keinen Versuch unternehmen, seine Freilassung zu erwirken, um ihn nicht darum zu bringen, in der Gemeinschaft seines Herrn zu leiden, so konnte dies leicht in eine Haltung übergehen, die einem Richter als provozierend erscheinen mußte. Ein Freund des Ignatius, Bischof Polykarp von Smyrna, der im Alter von 86 Jahren nicht lange nach der Jahrhundertmitte das Martyrium erlitt (die Zeugnisse für das Datum widersprechen sich)¹³, wurde aus dem besonderen Grund als Vorbild hingestellt, daß er nichts unternahm, um die Behörden herauszufordern, sondern ruhig auf das Kommen der Häscher und auf seine Verhaftung wartete. Kaiser Mark Aurel, der als Stoiker den Selbstmord für ethisch einwandfrei hielt, fand, daß man ihn mit Geschmack vollziehen müsse, „nicht in theatralischem Geist wie die Christen“.

Doch gab es auch Versuchungen in der entgegengesetzten Richtung. Einige Christen, die von den radikal spiritualistischen Tendenzen des gnostischen Dualismus¹⁴ beeinflusst waren, machten geltend, daß die heidnischen Götter nicht einmal Dämonen seien, sondern daß sie überhaupt nicht existierten; es sei also gänzlich belanglos, ob man Götzenopferfleisch esse (vgl. I. Kor. 8) oder ob man zu Ehren des Kaisers Weihrauch opfere. Es handle sich um bloße Formalitäten, und rein äußerliche Handlungen berührten die innerliche Frömmigkeit des Herzens nicht. Durch einen bloßen Akt des Respekts und der Loyalität könne man sein Gewissen nicht beflecken. Die meisten Christen, die im zweiten Jahrhundert so dachten, waren Angehörige gnostischer Sekten. Aber in Spanien gab es im Jahre 300 Christen, die im Kaiserkult fröhlich das vor-

13 Eusebius von Caesarea setzt das Martyrium Polykarps 167/68 an. Eine späte Notiz, die dem Bericht über das Martyrium angehängt ist, datiert es „im Prokonsulat des Statius Quadratus“, d. h. wahrscheinlich 155/56. Dieses frühere Datum läßt sich trotz der schlechteren Bezeugung besser mit dem erhaltenen Briefwechsel Polykarps mit Ignatius von Antiochien und mit der Aussage des Irenäus vereinen, daß Polykarp Johannes in Ephesus gekannt habe.

14 Siehe unten S. 37.

nehme Amt des *flamen* bekleideten. Sie bereiteten mehr puritanisch gesinnten Brüdern großen Kummer. Zeitweilig gerieten selbst die ernstesten orthodoxen Gläubigen in die Versuchung zu überlegen, ob sie nicht verschrobene Käuze seien, die für Nichtigkeiten starben, und sich zu fragen, wann denn wirklich der Punkt erreicht sei, an dem sie keine Kompromisse mehr schließen könnten. Zwischen den beiden Extremen von Provokation und Kompromiß standen viele, etwa die zwölf einfachen Christen von Scillium in Nordafrika, die am 17. Juli 180 in Karthago verurteilt wurden. Der Bericht von ihrem Prozeß hinterläßt einen tiefen Eindruck von ehrlichem Protest und moralischer Integrität. Dasselbe gilt von den prokonsularischen Akten Cyprians oder dem Protokoll von Justins Prozeß in Rom.

Der sporadische Charakter der Verfolgungen, die oft von lokalen Verhältnissen abhingen, und die Tatsache, daß die Regierung vor dem dritten Jahrhundert das Christentum nicht ernst nahm, gewährten der Kirche eine Atempause, in der sie sich ausbreiten und mit kritischen inneren Problemen fertigwerden konnte.

2. Kapitel

GLAUBE UND KIRCHENVERFASSUNG

Die Bande der Einheit

Die Einheit der zerstreuten christlichen Gemeinden beruhte auf einer doppelten Grundlage – auf dem gemeinsamen Glauben und auf den gemeinsamen Grundsätzen, nach denen sie Leben und Gottesdienst ordneten. Die Christen nannten sich untereinander „Bruder“ und „Schwester“. Trotz aller Unterschiede von Rasse, sozialer Stellung oder Bildung fühlten sie sich im entscheidenden Punkt verbunden: in der Treue zu Jesu Person und Lehre. Die Form des Gottesdienstes erhielt ihren ganzen Sinn aus der Beziehung zum Herrn. Der Taufritus, durch den man in die Kirche aufgenommen wurde, war sowohl eine Gedächtnisfeier für den Augenblick, als Jesus am Jordan vom Geist erfüllt wurde, der ihn seinen Auftrag erkennen ließ, als auch eine ein für allemal gültige Absage an das Böse, die Paulus in einem großartigen Bild als „Begrabenwerden mit Christus“ beschrieb. Jeden Sonntag versammelte sich die Gemeinde zur „Danksagung“, wobei die Getauften in einem heiligen Mahl Brot aßen und Wein tranken; man nannte dies „den Leib Christi essen“ und „das Blut Christi trinken“. Die Teilnahme am heiligen Mahl wurde in so hohem Maße als der wesentliche Ausdruck der Mitgliedschaft in der Gemeinschaft empfunden, daß allen, die durch Krankheit oder Kerkerhaft abwesend waren, Stücke des gebrochenen Brotes gebracht wurden. Ein ernsthaftes moralisches Vergehen hatte den Ausschluß vom Mahl zur Folge, entweder für immer oder wenigstens für eine bestimmte Zeit. Doch nahmen die solcherart Ausgeschlossenen zusammen mit den noch nicht Getauften, die „in der Unterweisung standen“ (*katechumenoï*), weiter am ersten Teil des Gottesdienstes teil, der aus Psalmen, Lesungen und

Gebeten bestand. Die Büsser beteten darum, daß ihnen durch die Fürbitte der Gläubigen Erbarmen für ihre Vergehen gewährt werden möge.

Die Entscheidung darüber, welche moralischen Vergehen den Ausschluß nach sich zogen und welche nicht, und wenn ja, auf welche Dauer, war ein seelsorgerliches Problem, das bis tief ins dritte Jahrhundert hinein die führenden Männer der Kirche lebhaft beschäftigte. Nicht weniger schwierig war die dornige Frage, ob und an welchem Punkt gegen Abweichungen der Lehre eingeschritten werden solle. Die Übersetzung des Evangeliums in die religiöse Sprache der hellenistischen Welt war eine höchst komplizierte Aufgabe, die größtes Feingefühl und Verantwortungsbewußtsein verlangte, wenn seine Struktur nicht verändert werden sollte. Die Missionare in der heidnischen Welt redeten nicht in ein Vakuum, sondern zu Menschen mit ganz bestimmten Vorurteilen und Erwartungen. In dem Augenblick, in dem die Missionare aus dem Umkreis der Synagogen der jüdischen Diaspora und ihrer mit ihnen lose verbundenen heidnischen Anhänger hinaustraten, befanden sie sich in einer zwielichtigen Welt, in der heidnischer Synkretismus, Magie und Astrologie herrschten. Selbst die offensichtlich exklusive jüdische Religion war in das lockere Gemisch des Polytheismus aufgenommen worden, indem man den Gott der Juden mit Dionysos oder (da sie den Samstag ehrten) mit Saturn gleichsetzte. Die heidnische Welt war vertraut mit den Mythen großer Heroen wie Herakles oder Asklepius, die als Lohn für ihre Verdienste zu göttlichem Rang erhoben worden waren. Die Christen aber setzten die Welt mit der unerhörten Behauptung in Erstaunen, ihr göttlicher Erlöser sei erst kürzlich von einer Frau in Judäa geboren worden, er sei unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden und sei wieder aufgestanden, und er werde am Ende (das sie in der nahen Zukunft erwarteten) die Welt richten. Dies alles wäre für antikes Denken weniger überraschend gewesen, hätte man die Geschichte nur von ihrer historischen Verankerung loslösen und als den kosmischen oder psychologischen Mythos eines esoterischen Mysterienkults deuten können.

Die Gnosis

Bei den von ihm bekehrten Heiden stieß Paulus bald auf theologische Tendenzen, die er nicht guthieß und die eine taktvolle, aber doch bestimmte Korrektur erforderten. In Korinth war eine Aristokratie von Pneumatikern geneigt, sich damit zu brüsten, daß sie über höhere Weisheit und tiefere mystische Erfahrungen verfügte, als ihre Brüder oder sogar der Apostel selbst sie besaßen. In dem Glauben, daß sie selbst schon vollkommen seien, betrachteten sie ihre Mitchristen als Menschen niedrigeren Ranges, die sich nicht zu den Höhen ihrer eigenen übernatürlichen Erfahrungen aufgeschwungen hatten. Sie waren auch Dualisten und glaubten, daß der Geist alles, der Leib nichts (wenn nicht eigentlich böse) sei. Dieser Glaube hatte unmittelbare moralische Konsequenzen. Einige Korinther zogen die Folgerung, daß physische Akte moralisch indifferent seien; ermutigt durch die Lehre des Paulus von der Freiheit vom Gesetz und überzeugt, in den Sakramenten eine magisch wirkende Garantie der Seligkeit zu besitzen, die ihnen automatisch zu fallen müsse, verfielen sie dem Libertinismus. Eine rivalisierende Gruppe vertrat extrem asketische Auffassungen, so daß Männer und Frauen sich gegenseitig die ehelichen Rechte vorenthielten und Verlobte auf den Vollzug der Ehe verzichteten. Aus diesem Dualismus ergab sich, daß die Vertreter dieser Richtung die grob materialistisch wirkende hebräische Lehre von der Auferstehung des Leibes verwarfen und die platonische Auffassung von der Unsterblichkeit der Seele bevorzugten. Auf keinen Fall konnte die Auferstehung denen, die schon vollkommen waren, eine höhere Vollendung bringen. Das Essen von Götzenopferfleisch hielten sie für harmlos, da sie von der Nichtexistenz der Heidengötter überzeugt waren.

In Kolossae in Kleinasien begegnete Paulus einer gefährlicheren Häresie, einer synkretistischen Verschmelzung des Christentums mit theosophischen Elementen, die teils den Mysterienkulten, teils

einem heterodoxen Judentum entlehnt waren. Die Irrlehrer versuchten die Christen von Kolossae dazu zu bringen, zwischen Gott und Welt stehende Engelmächte zu verehren, die sie mit den Himmelskörpern identifizierten, und die angeblich die auch vom Evangelium nicht gebrochene Macht besaßen, das menschliche Schicksal zu bestimmen. Sie legten ihren Anhängern besondere Zeremonien und strenge asketische Praktiken auf und begingen auch Feste des jüdischen Kalenders.

Beide Formen der Häresie, die von Korinth und die von Kolossae, gehören zu der größeren Strömung, die gewöhnlich als „Gnosis“ bezeichnet wird, eine geistige Bewegung, die zu einem ungeheuern Problem und einer höchst gefährlichen Bedrohung für die Kirche wurde, als die erste christliche Führergeneration mit ihrer hohen persönlichen Autorität dahingegangen war. Gnosis ist ein Gattungsbegriff, der in erster Linie zur Bezeichnung theosophischer Ausgestaltungen des Christentums gebraucht wird, die von einem Dutzend oder mehr rivalisierenden Sekten propagiert wurden, die sich zwischen 80 und 150 von der frühen Kirche lösten. Das Wort wird oft auch in einem viel weiteren und vageren Sinne verwendet und bezeichnet dann eine verschwommene, synkretistische Religiosität, die in der levantinischen Welt weit verbreitet war und die unabhängig vom Christentum und schon vor ihm existierte. Hinter diesem doppelten Wortgebrauch verbirgt sich eine komplizierte und umstrittene wissenschaftliche Frage: Hat es eine vorchristliche Gnosis gegeben? Die Frage kann anders auch in folgender Weise gestellt werden: Waren die Häresien des zweiten Jahrhunderts das Ergebnis von Versuchen, fremde theosophische Elemente auf eine christliche Unterlage aufzupropfen? Oder kamen diese Systeme so zustande, daß christliche Vorstellungen in ein vorgegebenes religiöses Ganze eingefügt wurden, das verschiedene Formen annehmen konnte und ebenso leicht Mithras, Attis oder jüdische Lehren assimilieren konnte, wie es Jesus aufnahm? Es ist unbestritten, daß ein großer Teil des Rohmaterials der Gnosis, das dem Platonismus, einem hellenisierten Zoroastrismus oder dem Judentum entstammt, vor dem Christentum vorhanden war; aber es ist unwahrscheinlich, daß dieses Ma-